

Fritz Rosenfeld: Jagdwild

Gestern hatte Paul im Café gesagt, es sei Gefahr im Verzug, und Edgar solle seine Wohnung nicht verlassen, bis er eine Nachricht bekomme. Heute brachte die Mittagspost ein blaues Kuvert, es stand kein Absender darauf. Edgar öffnete es mit zitternden Händen. Es enthielt ein unbefruchtetes Blatt Papier, das am linken Rand gelocht war, als hätte man es in eine Registratur einordnen wollen. Edgar wandte es um, aber das war eine automatische, sinnlose Bewegung, denn er suchte keine Worte auf diesem blanken Bogen. Er wußte, daß er von Paul kam, und er wußte, was er bedeutete: Sofort verschwinden.

Paul, das war der Anfang einer langen Reihe von Menschen, an deren unsichtbarem Ende ein Mann ohne Namen und ohne Anliß stand. Er hatte eine Kasse, Geld, Banknoten, Münzen. Wie bei einem Brand im Dorf die Wasserreimer von Hand zu Hand wandern, so ging dieses Geld durch die Glieder einer Kette. Der Rest, der übrig blieb, stieß in Edgars Tasche. Es war nicht viel, aber es war genug, um das Zimmer zu bezahlen, sich satt zu essen und manchmal eine Strawatte zu kaufen, die in einer Auslage lodte. In einem schmutzigen, lärmvollen Café in der Nähe der großen Märkte steckte ihm Paul die Banknoten zu, in einem Kuvert, auf dem der Name einer Firma stand, landwirtschaftliche Maschinen oder Blumenamen, Kleiderstoffe oder Musikalien; das wechselte und war auch völlig gleichgültig. Dafür bekam Paul Bilder, kleine Photos, die Edgar machte, und dafür bekam er Worte, die Edgar auffing, die er in seinem Gedächtnis bewahrte und Paul im Café zuflüsterte. Er wußte nicht, was sie bedeuteten und wozu sie Paul dienen konnten, aber das wußte dieser wohl selbst nicht. Er gab sie weiter, sie fletterten die Kette hinauf und ihr Echo war Geld, ein Knistern von buntem Papier, Essen, Kleider, Frieden. Da war wohl eine große, schwere Hand, und Edgar war ihr Kleinstes, schwächster Finger; aber es war gut, daß sie da war, und daß man zu ihr gehörte.

Verschwinden. Niemand sprach dieses Wort, niemand hatte es niedergeschrieben, aber Edgar hörte es im Ohr, und es griff bis an sein Herz. Wie oft hatte Paul ihm eingeschärft, was er tun müsse, wenn es so weit käme. Aber Edgar erinnerte sich in diesem Augenblick an nichts mehr. Alle Worte sind ausgelöscht und vertieft. Er steckt das leere Blatt in die Tasche, als enthielte es einen Befehl, den er überbringen muß. Dann reißt er die Laden des Schranks auf, darauf wühlt seine Wäsche, die Papiere. Rechnungen, die noch nicht bezahlt sind — das hat jetzt wohl keine Eile mehr. Ein paar Briefe — die Mutter, ein Onkel. Er steckt sie in den Ofen, zündet sie an; während sie brennen, denkt er daran, daß sie nichts enthalten, das ihn gefährden könnte, nur Grüße, Fragen, wie geht es dir, was machst du immer, bei uns ist alles in Ordnung, uns geht es gut. Wie der Refrain eines Liebeslieds klingt es in Edgars Ohr: Uns geht es gut, uns geht es gut.

Der Koffer? Nein. Den Koffer darf er nicht mitnehmen. Er könnte ihn verlieren. Nun

muß er wohl das Haus verlassen, als ginge er spazieren. Als wollte er nach einer Stunde in dieses Zimmer zurückkehren. In dieses Zimmer. . . Wird er es jemals wiedersehen?

Geld — das Geld schiebt er in die Tasche. Das Geld allein ist wichtig. Hemden, Kleider, Strawatten bekommt man an jeder Straßenecke, wenn man Geld in der Tasche hat. Plötzlich hält er ein. Sie sind hinter ihm her, sie, die anderen, die in der Wohnung drüben, die er fotografiert und belauscht hat. Werden sie es selber tun? Oder haben sie die Polizei auf ihn gehehrt? Wer ist der Feind, vor dem er sich nun in acht nehmen muß, sobald er die Straße betritt?

Die Hausflur ist leer, niemand hat ihn gesehen. Es ist November, später Nachmittag, es regnet, der Asphalt ist blank. Er stellt den Kragen hoch. Als seine Hände den Stoff des Mantels greifen, erinnert er sich: der Mantel kann ihn verraten. Er geht in einen Laden, kauft einen neuen; den alten soll man an seine Adresse senden. Als er den Laden verläßt, packt ihn die Angst. War das ein Fehler? Nun haben sie seine Spur — Auch der Hut muß fort. Diesmal ist er klüger. Er läßt den alten Hut im Laden, man soll ihn haben, er wird ihn in acht Tagen abholen. In acht Tagen —

Licht, Spiegel, weiße Mäntel. Der Friseurgehilfe schlägt weißen Schaum in einer Schale. Kalt und feucht berührt ein Fremdes seine Wangen. Der Sessel ist tief und weich. Wie lange wird es noch dauern, denkt Edgar. In ein paar Minuten ist er rasiert, muß er aufstehen, muß er wieder auf die Straße hinaus.

Wohin? Die Angst überfällt ihn. Jeder, der neben ihm geht, jeder, der hinter ihm durch den Nebel tappi, kann einen Revolver in der Tasche haben und auf ihn zielen. Sie schießen durch die Tasche, man sieht die Waffe nicht, man spürt einen Schlag — Blut.

Er greift nach seinem Revolver. Kalt und schwer lastet er in der Hand. Es tut wohl, ihn zu fühlen. Aber er weiß keine Antwort auf die Frage: Wohin? Zum Bahnhof? Fortfahren? Nein. Nicht heute. Sie verfolgen ihn. Sie bewachen wohl die Bahnhöfe. Sie bewachen wohl alle Straßen. Nicht heute. In ein paar Tagen, bis sie ihn ein wenig vergessen haben — und ihre Wachsamkeit erlahmt.

Von Licht umrahmt, tanzen riesenhafte Figuren über die Fassade eines Hauses. Ein Kino. Was ist das, Kino? Helle Gesichter im dunklen Saal. Dunkel — ringsumher weites, unerlöses Dunkel. Sehen, und nicht gesehen werden. Hören, und schweigen dürfen.

Er steht an der Kassa. Eine Loge? Nein. Nicht allein sein — mitten unter den anderen, das ist besser. Eine lange Reihe von Sigen, Umrisse von Menschen, Rücken, Köpfe, fahlschimmernde Hände. Sie sitzen still, sie beachten ihn nicht, es sind keine Feinde. An den Türen flackern kleine rote Lampen. Da denkt er plötzlich: sie haben meine Spur, sie besetzen alle Türen, durch welche kann ich fliehen. Er zählt, drei rechts, drei links. Die Skabine des Operateurs hat wohl einen anderen Ausgang — in den Hinterhof, er erinnert sich genau —

Da schreiet er auf. Polizisten laufen über die Leinwand, sie schießen aus Maschinenpistolen. Fremde Menschen, fremde Uniformen. Drei, vier Männer, mit brutalen Gesichtern, erwidern das Feuer. Scheiben zerklüften, Frauen schreien auf, Kinder fliehen. Die Verbrecher verschwinden in einem Haus, schwere Türen fallen zu, eiserne Fensterladen schließen sich. Die Polizisten suchen Deckung und beginnen die Belagerung.

Verbrecher. Witzig klein ist dieses Wort, es wächst aus dem Dunkel auf Edgar zu und steht vor ihm, flammende Lettern, von denen Funken niedertropfen. Ich bin doch kein Verbrecher, denkt er. Spurger, weiter nichts. Keine Arbeit. Wochenlang die Jagd von Fabrik zu Fabrik. Bis er Paul traf. Bis Paul ihm Geld gab. Zweimal, dreimal. Und dann von ihm verlangte: in einer bestimmten Straße, in der er bisher nie gewesen war, ein Zimmer zu mieten. Die Wohnung gegenüber zu beobachten. Hinter dem Vorhang verborgen mit der Kamera zu lauern. Mit den Leuten, die drüben wohnten, Bekanntschaft zu schließen. Ein Mann, eine junge Frau, ihre Mutter. Zu hocken, und zu erzählen, was sie sagten. Es war so einfach. Paul war mit ihm zufrieden. Nach vielen Jahren konnte er sich wieder neue Hemden kaufen — einen Anzug — und ein Kleid für die Mutter. Und nun —

Das sind ja gar nicht fremde Menschen dort auf der Leinwand, das ist ja er selbst. Das Haus hat eine andere Fassade, aber es ist das Haus, in dem er wohnt. Nun kann er es nicht mehr verlassen. Er freut sich, wenn die Schüsse der Polizisten seufzen. Dort wird einer getroffen — Dummskopf — wie konnte er auch so unvorsichtig sein. Aber da kommt ein Auto, stahlgepanzert, eine Flut dunkler Uniformen wälzt sich gegen die Tür des Hauses —

Edgar klammert sich mit beiden Händen an die Armlehnen. Es ist, als säne der Boden unter seinen Füßen, als müßte er abgrundtief fallen, wenn ihn nicht seine Hände halten. Es sind breite Armlehnen, es ist ein bequemer Fauteuil, ein guter Platz, er hat ja Geld.

Hände hoch! gellt ein Schrei durchs Dunkel. Immer fester klammert sich Edgar an seinen Sitz, er sagt es sich vor, immer wieder, immer wieder, lautlos, aber eindringlich und hart: Das bist nicht du — es geht nicht um dich — du bist frei — du kannst nach Hause gehen, wenn das Licht aufzuckt —

Nach Hause gehen? Sie stehen sicher an allen Ausgängen und halten . . . Revolver bereit. Sie warten. Sie werden nicht rufen, ihn nicht warnen. Ein Anblick —

Es wird Licht im Saal. Nie hat Edgar gewünscht, daß Licht so schmerzen kann. Das gute, weite, weiche Dunkel ist vertieft, Gesichter tauchen auf, ein alter Mann mit einer Brille, er trägt ein Paket Zeitungen unter dem Arm, eine dicke Frau, ein halbwüchsiger Junge, der Edgar grüßt — ja, er ist Verkäufer in einem Geschäft — Edgar erinnert sich — Ein Mädchen, schlank, geschminkt. Es sieht Edgar an — geht ganz

achteraus in seine Kajüte. Untertwegs schnauzte er den nachhabenden zweiten Steueremann an: „Herr Wittfock! Lassen Sie gefälligst die Steuerbordbrassen steif holen. Das schladert ja herum wie ein leerer Sack!“

Und mit dem letzteren Wort beschloß er in seltsamer Ideenverbindung, dem kranken Leichtmatrosen Magenkrebs zu verordnen und ihm die dafür vorgegebene Medizin zu geben.

Aber heute war schon ein Pechtag! Im Buch des Herrn Dr. Rohlf stand, man solle in solchem Falle zur Schmerzlinderung aus der Flasche Nr. 24 stündlich einen Eßlöffel voll verabreichen. Und gerade die Flasche Nr. 24 war mit einigen andern beim letzten Stap Hornweiser, als der ganze Medizinkasten über Stag gegangen war, zerbrochen! Aber wozu war man ein seefahrer Bremer Kapitän, wenn man sich nicht zu helfen wußte: Käpten Gimme nahm die heil geliebene Flasche Nr. 12 und einen blechernen Eßlöffel, begab sich nach vorn und flößte dem armen Leichtmatrosen zwei Löffel von der grünen Flüssigkeit ein, die sich in der Flasche befand. Inerminal zwölf macht vierundzwanzig — ein Löffel aus Nr. 24 und zwei Löffel aus Nr. 12, das ist doch gewiß und wahrhaftig einelei, nicht wahr?

Aber ob Sie es nun glauben oder nicht: der ausverhämmelte Bengel von einem Leichtmatrosen fing nach einer knappen halben Stunde an zu stöhnen wie ein harpunterter Walfisch, verdrehte ein paar mal schredlich die Augen und — dann war er marfotet.

„Gott soll mich bewahren“, sagte Käpten Gimme, als ihm der Bootsmann die Nachricht brachte, „nicht mal auf dem Dr. Rohlf sein Buch ist heutzutage mehr Verlaß.“ Er wollte den biden Band im ersten Born über Bord schmeißen, aber noch rechtzeitig fiel ihm ein, daß das verdammte Ding zum Inventar des Schiffes gehöre.

So packte er es wieder zwischen Segelhandbücher und Nautische Tabellen aufs Bücherbrett. Aber benutzt hat er es nie wieder. Sondern von damals an verließ er sich nur auf

seine eigene Erfahrung in der medizinischen Wissenschaft. Und wenn er glaubte, einem kranken Matrosen eine Medizin verordnen zu müssen, so klappte er den Deckel der großen Arzneikiste auf, schloß die Augen, fuhr mit der Hand mitten zwischen Flaschen und Schächeln, mur-

melte beschwörend: „Gott segne den Griff“ und packte zu. Und alle auf die Weise behandelten kranken Schiffsmänner wurden wieder gesund. Kein einziger ist dem braven Doktorapitän mehr gestorben, wie der dummehäufige Leichtmatrose Friß. R a c 3.

Josef Egerer:

Aus einem Grenzdorf

Sonntag. Trommelschlag wirbelt durch das Dorf.

Fein säuberlich geordnet kommen erst die Kinderlein, dann die Jungfrau, anschließend die Großen des nationalen Turnvereins und zum Schluß die gleichgeschalteten Demokraten, die in regellosem Gausen die ganze Straßbreite füllen.

Auf dem Festplatz gibt's Würstchen, Bier und Politik. Auch turnerische Übungen.

Um fünf Uhr wird zurückmarschiert durch das Dorf, nun beginnt die inoffizielle Demonstration vor der bis heute noch marxistisch verfeucht geliebten Bevölkerung des Ortes zum zweitenmal.

Nebenbei, aber das ist ganz geheim, geht die Demonstration auch gegen den tschechischen Gendarmereiposten, der mitten im Dorfe stationiert ist.

Endlich sinkt die Nacht über das Dorf. Musik spielt in den rauchgeschwängerten Saal hinein zum Tanze...

Der Montag Morgen eröffnet einen nüchternen Alltag mit schmerzender Erkenntnis der Vergänglichkeit.

Die nationalen Männer von gestern gehen zum nationalen Fabriksherrn und schufken, schufken ohne Organisation, ohne Tarif. Schänden den Aktivistentag, die größte soziale Ertragserschaft der Nachkriegsjahre.

Sie schufken, um nur annähernd den allgemeinen tariflichen Lohn zu erreichen.

Aber das macht nichts. Dafür ist der Chef

national bis in die Knochen und setzt hin und wieder einen arbeitslosen Henlein oder Krebsameraben im Dorfe in den Betrieb, die nun ihrerseits alles daransetzen, die Vorgänge der nationalen Betriebsherrschaft zu härten, die bestehenden sozialen Mängel und Schmerzen mit Sieg-Heil! abzutun.

Sieg-Heil! Von gestern her spielt ihnen noch die Marschmusik im Schädel. Ganz deutlich schlägt die Trommel durch das Geklapper der Bestuhle, schnalzt der Antriebsriemen die Melodie des Höhenfrieberger Marsches.

Da brummt die Dampfmaschine in tiefem Baß Mittag. Aus dem Tore kommen die nationalen Sklaven. Drüben am Straßrand steht ein Drehorgelspieler. Ein großes Plakat an seinem Musikkasten kündigt: „Kriegsinvalid vom 6. Landsturmregiment“.

Fleißig leiert der abgehärmte Mann. Fast zu laut fällt die Melodie in den stillen Herbsttag hinein.

Einige wenige nur haben eine Kleinigkeit für den Kameraden aus der großen glorieichen Zeit.

Der dreht verwundert weiter, starrt den Menschen nach, die ihn zu fliehen scheinen.

Am Spätnachmittag spielt er am anderen Ende des Dorfes.

Er kommt vor meine Haustüre. Ich lese das Plakat an seiner Drehorgel. Im Geiste marschiere ich wieder mit dem alten Egerländer Hausregiment in die schredlichen Stellungen im Karitland.

Revolution um die Baumwolle

Die technische Zivilisation von Amerika hat uns die Schreibmaschine und das Laufende Band geschenkt, und damit die industrielle Produktion weitgehend revolutioniert, sie gab der Welt auch den Rührsefser und hat damit wesentlich zur Verschärfung der inneren Widersprüche der Agrarproduktion beigetragen. Nun besichert uns Amerika den idealen Baumwollpflücker.

Die Frage des maschinellen Baumwollpflückens ist gelöst. Voraussetzlich wird schon die Ernte des Jahres 1937 in hohem Maße mit diesen neuen Maschinen eingefammelt, sie werden über die weiten Baumwollfelder der amerikanischen Südstaaten fahren — und vielleicht auch bald in anderen Baumwollländern aufstauen. Mit einem sinnvoll konstruierten System von Greifzangen pflücken die „Cotton Pickers“ die Baumwollwatte aus den reifen Kapfeln und sie leisten in einer Stunde die Arbeit, für die bisher ein fleißiger Handpflücker Wochen benötigte. Dies bedeutet den Vorstoß der technischen Revolution in ein Gebiet, das bislang von ihr verschont blieb.

Millionen Dollar und jahrzehntelange Arbeit ist auf die Herstellung eines brauchbaren Baumwollpflückers verwendet worden, bis zwei Außenseitern, den Brüdern Fohn und Marx Rust, mit bescheidenen Mitteln der große Schlag geglikt ist. Die beiden Erfinder waren

in ihrer Jugend selbst Baumwollpflücker und arbeiteten seit vielen Jahren an ihrer Erfindung. Das Modell ihrer Maschine wurde vor kurzem neuerlich in Gegenwart des Leiters des amerikanischen Baumwollpools geprüft und bei voller Anerkennung konnte nur bemängelt werden, daß der Cotton Picker auch etwas Fremdkörper mit abplüde und noch einen Bruchteil der Baumwolle am Strauch zurücklasse. Dies sind aber nur technische Kinderkrankheiten, sie werden in der praktischen Herstellung bestimmt leicht zu eliminieren sein. Die Maschine selbst, der „Cotton Picker“ ist geboren.

Der amerikanische Baumwollfarmer wird mit großer Freude sich die neue Maschine anschaffen. Sie ermöglicht ihm ja, den niedrigen Baumwollpreisen, die seit Jahren seine Existenz bedrohen, durch Kostensenkung zu begegnen. Auch kostet die Maschine wahrscheinlich nicht mehr als 1000 Dollar, die gesamten Betriebskosten samt Verzinsung und dem Arbeitslohn werden sich nicht über einen Dollar je Acre stellen.

Zu einem neuen Element der Unordnung muß gleichzeitig der „Cotton Picker“ für den schon schwer zerrütteten Baumwollmarkt werden, wie er die Arbeitsbedingungen vieler Hunderttausenden von Arbeitern vernichten wird. Das Sinken der Selbstkosten wird den Farmer zu einer Produktionsvermehrung verleiten, damit das Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage außerordentlich verschärfen und die staatliche Anbaulimitierung der Baumwolle, dieses Seilmittel Roosevelt's, auf eine harte Probe stellen, wenn nicht völlig illusorisch ma-

chen. Der „Cotton Picker“ wird seine revolutionierende Wirkung nicht nur auf dem amerikanischen Markt ausüben. Die rasch und gleichmäßig das Weiße Gold“ pflückende Maschine wird auch in andere Baumwollländer Eingang finden: Schon hat die amerikanische Herstellerfirma die ersten Versuchsmobile der Sowjetunion verkauft. Eine allmähliche Einführung des „Cotton Pickers“ in den Baumwollpflanzen der Länder der Erde kann eine starke Umstellung der internationalen Baumwollproduktion mit sich bringen, die ohne Erschütterungen, ohne „Geburtswehen“ kaum ablaufen und auch an den mit der Baumwolle in Wettbewerb stehenden Textilfasern und Werkstoffen nicht spurlos vorübergehen könnte.

Und die menschlichen Baumwollpflücker? Sie werden arbeitslos, sie werden gewiß, wenig Verständnis dafür zeigen, daß der letzte Sinn aller technischen Neuerung nur ist, den Menschen die Mühe der Arbeit zu ersparen. Sie werden Opfer eines schmerzlichen Umstellungsprozesses, und wenn wir uns vergegenwärtigen, welche gesellschaftliche Bedeutung die Baumwollproduktion in den Südstaaten der USA, in Ägypten und anderswo hat, wissen wir, daß diese technische Neuerung einerseits direkt durch die Ausschaltung von Millionen Arbeiterhände, andererseits aber durch die aus ihr ausgehende krisenhafte Erschütterung der ganzen Textilproduktion schwere Störungen der Faun und nur sehr langsam genesenden Weltwirtschaft verursachen wird.

Langsam an ihm vorüber, wartet. Nein, denkt Edgar, heute nicht, schade.

Auch er muß aufstehen. Er könnte ja hier bleiben, bald wird es wieder dunkel sein, und er ist geblieben. Aber da müßte er zur Kassa gehen und eine neue Karte kaufen — und dort stehen sie gewiß und lauern. Da ist es klüger, mit den anderen durch eine der Türen zu entweichen — den Hut tief ins Gesicht gezogen und den Mantelragen hochgeschlagen —

Drei Türen rechts, drei Türen links. Aber plötzlich ist es ganz gleichgültig, durch welche er geht. Plötzlich vergißt er, die Gefahr abzumessen. Seine Schritte sind schwer, er lenkt sie nicht mehr selbst, sein Körper hat sich von seinem Willen losgesagt, er sieht nur, daß eine Treppe da ist, noch vor ihm, dann liegt sie hinter ihm, und dann geht er zwischen Glascheiben, hinter denen Photos aus Filmen hängen, und dann fühlt er die Regenluft und hört die Signale von hundert Straßenbahnwagen und die Hupen von tausend Autos, es ist, als hätten sie sich alle vor dem Ausgang des Kinos versammelt, um ihn zu empfangen.

Er blickt um sich — niemand — kein Feind — nur die ungezählten Kaminen der Straße, die ihn nicht beachten. Da geht er weiter, und zum erstenmal weiß er, daß auch über dieser Stadt mit ihren steinernen Häusern ein Himmel hängt, daß über den grauen, regennassen Dächern Weite ist — ein dunkler, großer, offener Raum, in dem man atmen kann und in dem die Wärme sich verlieren wie in einem Wald, wie am Rand des Ozeans. Da fällt die Angst von ihm ab. Er zögert nicht mehr, wenn eine Straßengasse kommt, er bleibt sogar vor einer Auslage stehen, betrachtet in einem Spiegel seinen neuen Hut. Er haßt die Hüte mit schmalem Band, er hätte doch ein breiteres wählen sollen. Nun kann er den Hut wohl nicht mehr umtauschen, der Regen hat ihn durchnäßt.

Er könnte in ein Café gehen, aber dort ist Lärm. Die Theater haben bereits begonnen. Ein Kino? Wieder die Angst? Wieder die Türen zählen? Wieder die unbekanntenen Rücken, Köpfe, fahlschimmernde Hände? Es war furchtbar dort unten im Dunkel — Zu einem Freund gehen? Er hat keinen Freund. Das mußte er Paul versprechen.

Es ist gut, daß der Himmel da ist, die offene Weite über den Dächern. Man kann Stunden und Stunden gehen und der Himmel verändert sich nicht. Er ist gleich über allen Straßen. Und die Straßen sind alle gleich, in allen Städten der Welt, wenn sie auch Namen tragen. Kleine, bunt gerahmte Schilder an den Häusern — Plakate —

Da greift eine eiskalte Hand an sein Herz. Die Straße, in der er wohnt. Das Haus, das er nie wieder betreten darf. Drüben ist das Fenster — Licht blinkt hinter den Scheiben. Seine Hand fährt in die Tasche, er fühlt das blanke Blatt, seine Finger spüren die beiden Löcher im Papier. Sofort verschwinden. Gefahr. Revolver. Feinde. Paul. Der Mann. Die junge Frau. Ihre Mutter. Durch das Gesicht der jungen Frau bricht riesengroß die Nummer des Hauses. Paul hält ihm ein Blatt Papier entgegen, weist auf zwei Löcher — deren Ränder verbrannt sind. Durchschossen! Er blickt um sich. Neben ihm muß doch der alte Mann mit der Brille sitzen, der das Paket Zeitungen unter dem Arm trägt. Und das junge Mädchen — ist es schon fortgegangen, ehe der Film zu Ende ist?

Aus dem Hausvor tritt ein Mann. Edgar kennt ihn. Er war drüben, hinter jenem Fenster. Edgar hat ihn fotografiert. Er hat das Bild Paul zugesprochen, in dem schmutzigen, lärmvollen Café, es ist eine Woche her, er weiß es genau, es hat auch damals geregnet. Die Augen des Mannes richteten sich schärfst auf Edgar.

Er weiß genau: es ist zu spät. Nie in seinem ganzen Leben hat er etwas so sicher, so unabweidbar bestimmt, so felsenfest und klar gewußt wie jetzt dieses: Zu spät. Dennoch greift er zum Revolver. Er seine Hand das kalte, harte Ding in seiner Tasche berührt, fühlt er einen Schlag. Das bin nicht ich, denkt er. Dummer Kerl, warum wartst du so unvorsichtig. Jetzt kommt die ganze Bande hinter Schloß und Riegel. Wie oft habe ich diesen Film schon gesehen? Es ist immer dasselbe. Drei Türen links, drei Türen rechts. Sonderbar: die kleinen Lampen über den

Türen sind erloschen. Sonderbar: das große, weite weiche Dunkel stürzt auf ihn ein, als wäre es der Himmel, der sich niederstößt. Warum wird es denn nicht Licht? Sie haben mich wohl hier vergessen?

Da stockt sein Herz. Seine Augen werden groß und glasig. Dieses Dunkel hat keine Türen, will er noch sagen, ganz laut, daß alle es hören. Aber in seiner Kehle ist Blut, und er sieht — im Himmel nicht mehr, obgleich er mit weiten, grauen Nebeln wie die Schleppe einer Fee über ihn hinstreicht.

Kapitän Doktor

„Na, Steuermann Wittstod“ fragte der Kapitän der Bremer Biermaßfabrik „Nomia“ seinen Zweiten, „was fehlt Ihnen denn? Sie sehen ja ganz gelb und grün aus! Sie sind mir doch am Ende nicht krank?“

Kapitän Himme, der seit vielen Jahren mit seinem guten Schiff die Gewässer des Atlantischen und des Stillen Ozeans plügte und dessen grimmiger Humor in den Hafenstädten der Segelschiffahrt an der Salpeterküste Chiles ebenso wie in den australischen Weizenhäfen bekannt und berühmt war, sprach mit seinen untergebenen Offizieren grundsätzlich ein ausgeprägtes Hochdeutsch. Mit den Herren Matrosen war das freilich nicht möglich. Die mußte man je nachdem englisch oder deutsch in ihrer eigenen Mundart anreden, sonst verstanden sie einen überhaupt nicht.

Kam hinzu, daß der Kapitän endlich wieder einmal eine Gelegenheit witterte, seine vor vielen Jahren vorm Seemann in Bremen durch eine bestandene Prüfung bewiesenen medizinischen Kenntnisse an den Mann zu bringen, — daß er seinen zweiten Steuermann, der auf dieser Reise zum ersten Male an Bord war, nicht besonders gut leiden mochte und hoffte, ihn ein bißchen kräftig verarztet zu können — kurz, Kapitän Himmes rauhes Seemannsorgan tönte bei seiner teilnehmenden Frage so sanft und liebevoll, daß der Steuermann Wittstod ganz erstaunt vom Kompaß aufschaute, wo er eben den Mann am Ruder einen neuen Kurs einsteuern ließ.

„Djawoll, Koptein“ erwiderte er mürrisch und verdrossen, wie es seine Art war, „ich weiß selbst nicht, was mit mir is. Ich muß da irgendwas falsches im Bauch haben, was da nicht raus will.“

„Sehen Sie mal an“, schmunzelte Kapitän Himme in freudiger Erwartung, „da müssen wir gleich was gegen tun. Wenn Ihre Wache um ist, dann kommen Sie sofort zu mir und ich werde Ihnen eine Portion Niginusöl geben. Sie sollen mal sehen, wie das helfen tut.“

„Um Gotteswillen kein Niginus, Koptein“, schrie der Steuermann. „Das verdammte Zeug kann ich mit der Gewalt nicht vertragen. Das kann und kann ich nicht runterschlucken. Eher will ich sonst was erleben.“

„Erleben werden Sie wohl nig, Herr Wittstod“, brummte der alte Himme trocken, „aber direkt sterben können Sie an verdrängter Verbauung. Das lassen Sie sich von mir gesagt sein. Ich muß das wissen. Ich habe das Doktor-egamen.“

„Koptein, ich kann nun einmal kein Niginus betragen. Geben Sie mir nachher ein Alkistier. Das wird sicher helfen.“

Der Kapitän spuckte in großem Bogen braunen Tabakstaub über die Decke in den frühlingshaften Ozean: „Also dann kommen Sie man nachher zu mir in die Kajüte. Ich werde die Vallerbüchse fertig machen.“

Kapitän Himme verabschiedete unter Deck. „Warte nur, du Vorbas“ dachte er bei sich.

„Willst du von vorn nicht, denn so komme ich dir von achtern.“ Und lud das gut drei Liter fassende Blechinstrument zur Hälfte mit Wasser und zur Hälfte mit — Niginusöl.

Nach geschickter Prozedur, bei der es ohne gräßliches Fluchen des mißhandelten Steuermanns nicht abging, verschwand dieser in Erwartung der kommenden Explosion in seiner Kammer. Aber nach kurzer Zeit schon sprang er wütend auf von seiner Poje, rannte zur Kajüte und schrie seinen dort friedlich sitzenden Kapitän an, ohne auf die vorgeschriebene Dienstetilette die geringste Rücksicht zu nehmen: „O Koptein, Sie sind ja ein ganz gemeiner Mensch! Sie haben mir ja doch Niginusöl eingepumpt!“

Und auf das erstaunte Aufbliden des Kapitäns mit vor Born bebender Stimme: „Ich weiß es ganz genau. Ich schmede es bereits auf der Zunge.“ Danach mußte er plötzlich hinausstürzen, um seinem Angrim und gleichzeitig seinem Bauchweh freien Lauf zu lassen. Kapitän Himme aber hielt sich den Bauch vor Lachen.

Die „Nomia“ hatte drei Wochen gebraucht, bis sie mit gedrogener Vormastfange durch schwere Sturmzeiten um Kap Horn gefegelt war. Kommt eines Tages der Bootsmann zum Kapitän und meint: „Kapitän, möchten Sie nicht mal nach dem Leichnamatrosen Friß sehen. Der Buch scheint ein bißchen krank zu sein. Ich habe ihm schon ein paar Pflaumschellen gegeben, aber das hat nichts geholfen. Er liegt in der Poje und kann nicht aufstehen.“

Kapitän Himme geht nach vorn zum Mannschaftslogis, unterm Arm das Buch des Dr. Hoff über die Behandlung von Krankheiten an Bord von Schiffen, die keinen Arzt mitführen. In diesem Buch steht vorn eine lange Abhandlung drin, wie man einen Kranken zu untersuchen und was man ihn zu fragen hat. Wenn man herausgefunden hat, was für eine Krankheit den Patienten befallen hat, so muß man hinten im Buch nachsehen, welche Medizin dagegen angewendet wird. In der Kajüte steht die zu dem Buch gehörende Medizinliste, in der sich neben Verbandzeug Flaschen mit Arznei, Pulverschachteln, Pillendosen und Zerkleinerer für Medikamente befinden. Alles ist genau nummeriert, und im Buch steht drin, daß man bei der Krankheit soundso von der Medizin Nr. soundso geben muß. Das alles ist sehr einfach und praktisch, nicht wahr?

Kapitän Himme machte also mit dem Leichnamatrosen Friß das beschriebene Krankengamen und fand heraus, daß der Junge, der sehr elend ausah und hohes Fieber hatte, entweder Lungengentzündung oder Herzklappenvereiterung oder, was ihm am wahrscheinlichsten schien, Magenkrebs hätte. Der Zerkleinerer in dem verdammten Doktorbuch auskennen. Krank, schwer krank war der dumme Himmel auf alle Fälle. Das konnte jeder gewöhnliche Matrose sehen. Dazu brauchte man keine medizinische Prüfung bestanden zu haben.

Kapitän Himme stapfte gedankenverloren

